

Textauszüge zur Beantwortung der Fragen aus der Didaktisierung zu „Kannst du“

B) Die beiden Hauptpersonen

Kapitel 2, S. 12-16

In Berlin hatte ich mich seit geraumer Zeit mit einem Mädchen getroffen, das Ines hieß und als Volontärin bei der Literaturagentur arbeitete, die mich vertrat. Ich traf mich mit ihr in Cafés und Restaurants, wir gingen durch Charlottenburg spazieren, ins Kino. Schnitten uns gegenseitig mit unseren Traumscherben ins Fleisch.

Es war die Art von Beziehung, aus der eine ernste Sache oder eine Affäre hätte werden können. Aber die Sache war die: Eigentlich konnte ich sie nicht ausstehen. Sie redete zu viel. War zu geschäftig. In den letzten Jahren war es mir allerdings immer schwerer gefallen, mich überhaupt mit Menschen zu treffen. Ich hatte mich nach und nach isoliert. Manchmal fühlte ich mich so verlassen, dass ich über jede Art von Kontakt froh war. Zu wem auch immer. Und genau in solchen Momenten rief ich Ines an.

An einem Nachmittag im April war ich mit Ines im Cafe Simon in der Kantstraße verabredet, und sie brachte Tanja mit. Ein blond gelocktes Mädchen mit Sommersprossen, die lustig auf dem Gesicht verteilt waren, funkelnden Augen und nervösen Händen. Tanja trug eine enge Jeans und ein rosafarbenes, ärmelloses Oberteil aus Polyester. Um ihren Arm hatte sie eine farblich perfekt dazu passende Tasche hängen, auf die eine Lilie gestickt war.

»Na, ihr! Wie geht's?« Eine angenehme Frauenstimme. Leicht norddeutsche Färbung. Sie nickte mir lächelnd zu, beugte sich zu Ines herab und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. Die beiden kannten sich aus Bremen. Ihre Familien wohnten schon seit vielen Jahren nebeneinander.

Sie setzte sich.

»Gibt's hier Eis?«

Sie griff sich die Karte. Als der Kellner ihre Bestellung aufgenommen hatte, kramte sie aus ihrer Tasche eine Zigarettenschachtel hervor und legte die Tasche auf einen leeren Stuhl neben sich. Sie steckte sich die Zigarette zwischen die Lippen und entzündete sie an der Tischkerze.

»Ines«, sagte sie dann mit vorwurfsvoller Miene, »du hast heut Nacht so dermaßen geschnarcht!«

»Blödsinn!«

»Aber hallo! Man hatte das Gefühl, man würde in einem Freigehege im Jurassic Park übernachten. Wenn ich hier auch nur halbwegs zu meinem Schlaf kommen soll, dann müssen wir das irgend wie anders regeln.«

»Wie denn? Ich habe nur dieses eine Zimmer!«

»Tja, dann musst du wohl im Bad schlafen.«

»Nein, du musst dir eben Ohrenstöpsel besorgen«, antwortete Ines. »So sieht's aus.«

»Wie auch immer. Irgendwie werden wir das schon hinkriegen.« Tanja blies feinen blauen Rauch in die Luft.

»Was ist?«, sagte sie schließlich. »Freut ihr euch auch so auf den Sommer? Ich freue mich tierisch. Ist es nicht herrlich, raus zu gehen und zu spüren, dass alles wieder leichter und freier wird um einen herum, dass sich die eisige Umklammerung, in der man so lange gefangen war, nun nach und nach lockert? Oh, ich liebe das!« Während sie das sagte, streichelte sie sich sanft über ihre Schultern und Arme, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, als würde sie sich in der warmen Sonne räkeln. Einen Moment kam mir der Verdacht, dass sie mit der eisigen Umklammerung nicht nur den Winter gemeint haben konnte.

Ich erfuhr, dass Tanja noch zur Schule ging. In die zwölfte Klasse. Also musste sie ungefähr drei Jahre jünger sein als ich. Und dass sie gerade Ferien hatte, die sie nutzte, um in Berlin ein Praktikum bei einer Zeitung zu machen, zu der ihre Eltern Beziehungen hatten. Der vorige Tag war ihr letzter Arbeitstag gewesen.

»Weißt du«, sagte sie zu mir, »ich will nicht warten, bis ich mein Abitur hinter mir habe, Es ist besser, früh anzufangen, schon Erfahrungen zu sammeln, damit man später etwas vorweisen kann,«

»Du willst also Journalistin werden?«, fragte ich.

»Ja, das wäre eine Möglichkeit. Aber ganz sicher bin ich mir noch nicht. In den Osterferien habe ich ein Praktikum bei einem Öko-Institut in Freiburg gemacht. Da musste ich Lebensmittelstudien und so was durchführen. Das war eher nervig.«

» Ja «, entgegnete Ines, mit einem Bierdeckel spielend. » Unsere Tanja ist ein cleveres Kerlchen. Wenn sie etwas nicht genug fordert, findet sie es nervig oder langweilig! Das ist auch so, was Männer betrifft.« Sie lachte.

»Hör auf!«, sagte Tanja und verpasste ihrer Freundin einen Schlag an die Schulter. »Das stimmt nicht. Das weißt du!«

Der Kellner trat an unseren Tisch. »Einmal Fruchtbecher!« »Für mich!«

Während sie mit ihrem Eis beschäftigt war, erzählte sie mir, dass sie Pfadfinderin sei und gerade eine Sippschaft von 13-jährigen Jungs betreuen würde. Die Sippschaft *Snoopy*. So wie ihr Bruder früher. Ich erzählte ihr, dass ich gerade an einem neuen Roman schrieb. Tags. Nachts. Ununterbrochen.

»Großartig«, sagte Tanja. Ihre Augen strahlten. »Ich bewundere Leute, die so etwas können.« Beinahe hätte ich geantwortet: Ja, ich auch. Denn genau genommen hatte ich seit langem keine Zeile mehr geschrieben.

»Kunst zu schaffen - etwas Besseres kann man im Leben doch gar nicht machen!«

»Dann solltest du vielleicht nicht Journalistin oder Ökotante werden, sondern Künstlerin!«, sagte ich. »Ökotante«, wiederholte Ines und fing zu lachen an.

»Künstlerin zu sein wäre schön«, meinte Tanja. »Nur habe ich leider kein Talent.«

Ein paar Herzschräge lang blickte sie mich schweigend an. Schließlich sagte sie: » Berlin ist so toll! Einfach sagenhaft! Wisst ihr, vorhin bin ich mit einem Taxi gefahren. Wir waren in einer schmalen Straße unterwegs, irgendwo in Mitte, und vor uns war so eine Frau, die viel zu langsam war. Da fuhr mein Taxifahrer einfach auf den Gehsteig zum Überholen. Die Leute sprangen zur Seite, haben geschrien. »Huups, was ist denn hier los? «, hab ich gedacht. Stell dir diese Aktion mal in Bremen vor, Ines!«

Sie schwenkte ihren Löffel mit einem Batzen Eiscreme vor unseren Nasen herum: » Will jemand mal probieren?«

Wir bezahlten und verabredeten uns zu dritt für den Abend. Während ich nach Hause marschierte, in Richtung Savignyplatz, fing es leicht zu regnen an. Die gelben, doppelstöckigen Busse rasten an mir vorüber, als wären sie voller Flüchtlinge. Ich kam am *Schwarzen Café* vorbei, meinem Lieblingscafé. Im Fenster neben dem Eingang leuchtete ein aus lauter verschiedenfarbigen Neonröhren zusammengesetzter Papagei. Er war ein kleiner Freund. Ich grüßte ihn stumm und lief weiter. In meinen Gedanken führten Tanja und Ines noch immer ihr Gespräch. Zum Schluss hatte es sich hauptsächlich darum gedreht, wie man im Leben etwas auf die Beine stellte. Was und wo man am besten arbeiten sollte, wie man es hinkriegte, irgendwo unterzukommen, und welche Voraussetzungen man dafür bräuchte. Tanja erzählte von einem Freund, der eine Volontärsstelle hatte, von einem anderen, der gerade in Spanien studierte, von einem dritten, der diverse Jobs neben der Schule her machte, von einem vierten, der zwar das Abitur geschafft hatte, aber jetzt gar nichts machte, was sie verwerflich fand. Und zu jedem dieser Freunde hatte Ines mindestens ein ähnliches Fallbeispiel parat. Ich hatte bei diesem Thema geschwiegen. Für mich spielt es keine besonders große Rolle was einer auf die Beine stellt oder nicht. Whatever gets you thru the night, it's alright, hat John Lennon gesungen.

Das fand ich auch.

Für die beiden galt ein solcher Satz jedoch nicht. Vor allem was sie selbst betraf, wirkten sie rigoros. Sie verlangten extrem viel von sich. Über die hohe Arbeitslosigkeit wurde natürlich ebenfalls gesprochen. Und vielleicht störte mich das alles auch nur deshalb, weil ich darüber ins Grübeln geriet, was ich denn eigentlich den ganzen Tag lang tat.

Auf meinem Weg nach Hause änderte ich meine Meinung über Tanja mehrmals. Ich kam an dem Musikgeschäft *Klimmbimm* vorbei und dachte, dass sie eine absolut schreckliche Person sei. Ein dummes, aufgedrehtes Kind, das von der Geschwindigkeit unserer Zeit völlig überfordert ist. Ich stand vor dem wirklich schrillen Modeladen *Schrill* und mochte sie plötzlich wieder. Ich sagte mir: Du darfst nicht so streng mit ihr sein. Sie ist auch nur ein untergehendes Wesen. Genauso wie du.

Eines stand jedoch fest: Ich wollte mit ihr ins Bett. Aber um das zu erreichen, wollte ich mir nichts über irgendwelche Praktikumsplätze anhören. Und auch nichts über die Sippschaft *Snoopy*.

Die letzten Meter zu meinem Haus musste ich rennen, weil ich sonst patschnass geworden wäre.

Kapitel 5, S. 23-24

In Berlin wohnte ich in einer 3-Zimmer-Altbauwohnung mit Parkettboden, hohen Wänden und Stuck an der Decke. Das eine Zimmer war zum Schlafen gedacht. Das andere zum Schreiben. Im dritten Zimmer wohnte mein zwanzigjähriger, ausgesprochen bodenständiger Mitbewohner Darius, der Slawistik und Theologie studierte und fast nie zu Hause war. An dem Abend, an dem Ines und Tanja mich zum Ausgehen abholten, war Darius auch nicht da. Er war nach Mannheim gefahren, um seine Freundin zu besuchen.

Wir saßen zu dritt in der Küche und tranken Wein und Bier, bevor es losging. Es war zwanzig nach elf, als wir schließlich aufbrachen. Eine angenehm lauwarme Nacht. Man konnte vereinzelte Sterne erkennen. Tanja trug einen kurzen schwarzen Rock und ein schön geschnittenes, enges weißes Hemd, darüber einen violetten Mantel aus Leder. Während ich neben ihr ging, konnte ich einem der schönsten Geräusche lauschen, die es für mich gibt: das Klacken hochhackiger Schuhe auf dem Asphalt. Ihr Haar trug Tanja offen. Es sah viel voller und voluminöser aus als am Nachmittag. Ines' kurzes dunkles Haar war glatt gegelt. Es glänzte. Ich hatte meine Hände in den Taschen meines beigefarbenen Mantels. Während wir leicht angetrunken in Richtung U-Bahn marschierten, durchzuckte mich das Gefühl der Aufregung, das man immer hat, wenn man ausgeht. Besonders mit zwei Mädchen im Schlepptau. Von dem Moment an, in dem ich Tanja an diesem Abend das erste Mal erblickte, hatte ich mir fest vorgenommen, sie zu verführen. Auf dem Weg zur U-Bahn fragte ich Tanja allerhand Sachen, alles, was mir so einfiel. Obwohl mich ihre Antworten eigentlich nicht interessierten. Ich ließ ihr kaum Zeit, überhaupt etwas zu sagen. Kaum war eine Frage gestellt, haute ich schon die nächste raus. Fragen über ihr gesamtes Leben, ihre Kindheit, ihre Eltern. Aufgrund dieser ganzen Fragerei erfuhr ich unter anderem, dass Tanja ein Jahr lang auf einem englischen Internat in Birmingham gewesen war, dass sie vor der Zeitung in Berlin schon Praktika beim *Weser Kurier* und bei *Radio Bremen* gemacht hatte. Und dass sie im letzten Jahr ihre gesamten Sommerferien in Ruanda verbracht hatte, um dort bei einer Organisation mitzuhelfen, die sich um Kinder kümmerte. Nebenher war sie von frühester Kindheit an Pfadfinderin gewesen. Als sie sechzehn war, hatte sie sogar an einem gigantischen Pfadfindertreffen in Santiago de Chile teilgenommen. Sie kam aus einer reichen Familie. »Meine Eltern sind geschieden«, sagte sie. »Ich habe einen Stiefvater. Als ich vier Jahre alt war, hat meine Mutter einen neuen Mann geheiratet. Zu meinem richtigen Vater habe ich so gut wie keinen Kontakt, der lebt in New York. Mein Stiefvater ist für mich eigentlich mein richtiger Vater. Er ist schon sehr alt. 78 Jahre. Er war früher Diplomat und dann Intendant von Radio Bremen, bis er sich vor fünf Jahren zur Ruhe setzte.« Tanjas Mutter war freie Journalistin. Von ihr, ging es hauptsächlich aus, dass Tanja von klein auf so viele verschiedene Sachen unternahm. Mach' so viel wie möglich aus deinem Leben!, lautete die Devise. Außerdem gab es noch einen älteren Bruder. Olaf. Er war zuerst Pfadfinder gewesen. Inzwischen studierte Olaf Philosophie und Geschichte in Oxford und führte deutsche Touristen in London herum. Obwohl ich Tanjas Aussagen von Anfang an nicht an mich herankommen lassen wollte, beeindruckten sie mich. Ich hatte sie bei unserer ersten Begegnung als verwöhntes, verspieltes und naives Mädchen abgestempelt. Möglicherweise traf das alles auch zu. Aber da war noch mehr. Das wusste ich jetzt.

Kapitel 6, S. 30-33

Der Bus hielt in Malmö direkt am Hauptbahnhof. Es war noch immer heiß. Der Himmel war noch immer blau.

Wir sperrten unsere Rucksäcke in Schließfächer. Außerdem wollten wir von einem öffentlichen Telefon aus bei unseren Eltern anrufen. Der Akku von Tanjas Handy war leer, und mein Handy hatte gerade kein Netz. An einem Kiosk holten wir Telefonkarten. Tanja ging als Erste telefonieren. Ich hockte mich so lange auf eine Bank in der Bahnhofshalle und wartete. Ich versuchte mich zu erinnern, wie es ohne Handys gewesen war. Ohne SMS. Ich dachte an meine ersten Wochen in Italien, in Arco.

Ich war damals fünfzehn und machte einen Schüleraustausch nach Italien mit. Ich sollte ein ganzes Schuljahr dort verbringen. Ich wohnte bei einer Gastfamilie. Den Alligianis. Sie hatten zwei Söhne in meinem Alter. Ziemliche Raufbolde. Später lernte ich sie wie alles andere in Arco zu mögen, ja sogar zu lieben. Anfangs jedoch war es die reine Hölle für mich. Ich hatte wahnsinniges Heimweh. Meine Familie schien mir für immer abhanden gekommen zu sein. Ich heulte ganze Nächte durch, und ich riss mich tierisch zusammen, um nicht zu heulen, wenn ich

im Wohnzimmer der Alligianis saß und von deren Telefon aus mit meinen Eltern sprach. Doch dann, völlig unerwartet, an einem Freitag, kam mein Vater. Ich werde es nie vergessen. Das Haus meiner Gastfamilie lag auf einem kleinen Berg. Und von meinem mit einem Moskitonetz bespannten Fenster aus sah ich, wie das Auto meines Vaters die Serpentina nach oben gefahren und schließlich auf dem Parkplatz vor dem Haus zum Stehen kam. Ich konnte es kaum fassen. Es waren Sekunden glühenden Glücks. Mein Vater war gekommen! Und wenig später erfuhr ich, dass er das ganze Wochenende lang bleiben würde. Ein ganzes Wochenende lang! Leider ging es natürlich viel zu schnell vorbei. Doch am letzten Tag, kurz vor seiner Abfahrt, schenkte er mir ein Handy. Das erste Handy meines Lebens, Ein pechschwarzes. Nokia stand drauf. Und er sagte: »Jetzt kannst du uns, wo immer du auch bist, anrufen. Wann immer du willst.« Ich verstaute das für heutige Verhältnisse riesige Wunderding in der Schublade meines Nachtkästchens. Es war für mich die letzte Verbindung zu der verloren geglaubten Welt. In der folgenden Nacht konnte ich zum ersten Mal einigermaßen schlafen. Tanja kam durch die Bahnhofshalle gerannt. Vollkommen außer Atem ließ sie sich neben mich auf die Bank fallen. Ihre Augen waren weit aufgerissen und leuchteten. »Oh, Tim«, keuchte sie. »Weißt du was?«

»Was ist denn?«, wollte ich wissen.

»Du wirst es nicht glauben!«

»Los, sag' schon!«

»Die Verfilmung deines Buches hat gestern den deutschen Filmpreis gewonnen.«

»Wirklich?«, fragte ich. »Ist das dein Ernst?«

»Mein voller Ernst. Meine Mutter hat's mir erzählt.«

»Yippie!«

»Wusstest du überhaupt, dass der Film nominiert war?« »Nein, wusste ich nicht.«

»Stell dir vor, sie war da, meine Mutter. Bei der Verleihung. Und die Macher des Films haben sich in der Dankesrede hauptsächlich bei dir bedankt. Ist das nicht genial? Deutscher Filmpreis! Mann, O Mann, ist das cool! Das müssen wir feiern! Ich bin so stolz auf dich, Tim! Hörst du? Ich bin stolz auf dich!« Sie legte ihre Hände um meinen Kopf, zog mich zu sich und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Und dann knutschten wir eine Weile ziemlich heftig herum.

»Rufst du jetzt deine Eltern an?«, fragte sie schließlich mit gerötetem Gesicht. »Ich hab gesehen, hier gibt's ein Internetcafe. Während du telefonierst, kann ich meine E-Mails checken.«

Ich rief zuerst bei meiner Mutter an, doch sie nahm nicht ab. Ich zögerte, ehe ich die Nummer meines Vaters wählte. Mein Vater arbeitet sehr viel, man erreicht ihn meistens nicht. Und wenn, dann sind die Telefonate mit ihm immer ziemlich bedrückend, weil er nie Zeit hat. Man muss vorher im Kopf die wichtigsten Sachen herausfiltern, die man ihm sagen will. Er wohnt in Hamburg, in einer traumhaften Wohnung mit einer Fensterfront direkt zum Hafen. Spätestens nach der Trennung meiner Eltern hatte sich mein Vater vollkommen in die Arbeit gestürzt. Er arbeitet in der Anwaltskanzlei Servers & Söhne. Er ist gut in seinem Job. Vielleicht war es keine böse Absicht, aber er meldete sich fast nie bei mir. Und bei meinem Bruder auch nicht. Ich war oft sauer auf ihn. Wenn ich ihn sah, hatte ich oft das Bedürfnis, ihn anzubrüllen. *Setz' dich hin, verdammt!*, hätte ich brüllen wollen. Und dann hätte ich ihm jede erdenkliche, blöde Einzelheit aus meinem Leben an den Kopf geknallt. Trotz allem kam ich nicht drum herum, ihn gern zu haben. Ich erinnerte mich daran, wie mein Bruder und ich ihn in Hamburg besuchten. Und er nicht so geschäftig war wie sonst. Wie er in der Früh in Unterhosen für uns beide Rühreier machte. Wie er uns ein paar schwierige Griffe auf der Gitarre zeigte. Wie er während eines Films auf der Couch einschlief und laut zu schnarchen anfang. Zuvor hatte er gesagt, er wäre der Einzige von uns dreien, der auf der Couch liegen dürfe. Erstens, weil er der Älteste war. Zweitens, und er patschte sich auf den Bauch, weil er der Dickste war, und drittens sei er sowieso *Master and Commander*. Das war der Titel eines Abenteuer- und Seeschlachten-Romans, den er gern mochte. Und das ganze Wochenende hatten wir ihn dann so genannt. Und mein Bruder sagte: »Horch, *Master and Commander* schnarcht!« Und ich wusste, dass auch er unseren Vater liebte.

Ich wählte seine Nummer, aber die Mailbox war eingeschaltet. Ich hinterließ ihm eine Nachricht: »Hallo Papa, hier ist Tim. Ich bin gerade in Malmö. Mir geht es so weit ganz gut. Hoffe, dir auch. Hoffe, wir sprechen uns bald mal wieder. Bis dann. Ciao.«

Ich hängte den Hörer ein, blieb stehen und sagte laut die Zahlen der Telefonnummer auf, die ich jetzt so gerne gewählt hätte. Matthias' Nummer. 501 waren die letzten drei Ziffern. »Wie die Levis- Jeans«, hatte er immer gesagt. Ich überlegte, ob ich diese Nummer, trotz allem,

was geschehen war, jetzt wählen sollte. In den ersten Tagen und Nächten nach diesem Freitag im April hatte ich das fast stündlich getan. Nur um seine Stimme zu hören. Die Stimme auf Band, die sagte: » Ich bin leider nicht erreichbar...«

Kapitel 7, S. 37-40

Die Tage, nachdem ich Tanja in Berlin kennen gelernt hatte, waren wahrscheinlich die schönsten, die ich in diesem gesamten Jahr erlebt hatte. Ich hatte es wirklich bedauert, dass sie gleich am Morgen nach unserer Orlando-Nacht, wie wir sie später immer bezeichneten, zurück nach Bremen fuhr. Aber das war ihr Plan gewesen, als sie noch nichts von mir wusste. Wir telefonierten in dieser Woche oft und schrieben uns ständig SMS. Per SMS fragte sie mich auch, ob ich mir vorstellen könnte, anstelle ihrer Freundin mit ihr durch Skandinavien zu reisen. Das kann ich mir vorstellen, schrieb ich zurück. Sehr gut sogar. Keine Ahnung, wie groß letztendlich Tanjas Anteil daran war, aber ich fühlte mich so frei und beschwingt wie schon ewig nicht mehr. Ich stand morgens früh auf und ging joggen. Ich kaufte mir neue Klamotten, ging ins Solarium, hörte viel Musik und spazierte Luftgitarre spielend durch die Gegend. In Berlin waren die Vorboten des Sommers zu spüren. Es war ein warmer, duftender April. Die Bewegungen der Menschen wurden leichter, lässiger. Ich verabedete mich an zwei Abenden mit Menschen, was für mich außergewöhnlich war. Und was für mich noch viel außergewöhnlicher war: Ich schrieb. Zuvor hatte ich monatelang nichts geschrieben. In dieser Woche schaffte ich drei Seiten.

In dieser Woche, in der Nacht von Donnerstag auf Freitag, nahm sich Matthias das Leben und hinterließ keinen Abschiedsbrief.

Matthias war drei Jahre jünger als ich. Bei der Geburt hatte er die Nabelschnur um den Hals geschlungen gehabt, war ganz blau auf diese Welt gekommen und hatte deshalb eine linksseitige Lähmung davongetragen. Mit seiner linken Hand konnte er fast gar nichts machen, nichts greifen, nichts halten, nichts öffnen. Und sein linkes Bein zog er nach. Sein Fuß war ein wenig nach innen geneigt. Mich nervte diese Behinderung. Er war nicht nur der Kleine, er war auch noch der Behinderte. Alles wurde für ihn erledigt, Brote geschmiert, Schuhe gebunden, Spielzeug zusammengebaut. Ich dagegen musste alles alleine machen. Bei mir war es selbstverständlich, dass ich alles gebacken bekam.

Aber keiner lachte so wie der kleine Matthias. So plötzlich. Wie ein Silvesterknaller, der explodierte. Und wehe, jemand spottete über ihn oder wollte ihn benachteiligen, dann fühlte ich mich sofort verantwortlich und beschützte ihn. Einmal, als seine Mitschüler sich beim Fußballspielen über ihn lustig machten, fragte er mich, ob ich nicht einmal mit ihm zusammen gegen die spielen könnte, um es ihnen zu zeigen. Und ich gab mir die größte Mühe, die Kerle vom Platz zu fegen. Wir wohnten damals noch alle zusammen in München. Im Sommer fuhr ich mal mit ihm in einem Schlauchboot die Isar hinunter und zeigte ihm, wie man paddelt. Ich versprach ihm, ich würde eine Kreuzotter fangen, doch dann sahen wir gar keine. Dafür ging ich am nächsten Tag in den Museumsladen vom Deutschen Museum und kaufte ihm eine aus Plastik.

Matthias konnte sich stundenlang mit sich selbst beschäftigen. Darum beneidete ich ihn. Er lag flach auf dem Boden, den gelähmten Arm abgewinkelt unter seinem Körper, der intakte Arm bewegte ein Spielzeug auf dem Boden hin und her. Und seine Augen verfolgten es. Ich habe mich schon damals gefragt, was er dann sah. Was in seinem Kopf vor sich ging. Er hatte dabei einen sehr ernsten Gesichtsausdruck, den ich später, als er erwachsen wurde, auch immer wieder bemerkte. Später, als sein plötzliches Lachen seltener geworden war, als immer deutlicher wurde, dass etwas Dunkles in ihm war. Etwas, das er mit niemandem teilen konnte. Mit fünfzehn kam er das erste Mal für drei Monate in eine Klinik. Zwei weitere Klinikaufenthalte folgten. Die Ärzte sprachen zunächst von einer Adoleszenzkrise, später von Depressionen. Ich weiß noch, wie ich ihn dort besuchte, im Bezirkskrankenhaus Haar, Station für Jugendliche. Ich weiß noch, wie er in einem dämmerigen Zimmer auf dem Bett saß. Die Lampe auf dem Nachtkästchen beleuchtete das *Paris-Hilton-Poster*, das er aufgehängt hatte. Auf dem Nachtkästchen lagen noch die Bananen, die meine Mutter mitgebracht hatte. Und er erzählte von einem Telefonat mit unserem Vater, der sich um seine verfahrenere Schulsituation kümmerte. Unsere Eltern lebten zu diesem Zeitpunkt schon getrennt.

In den letzten Monaten, in denen er am Leben war, hatte ich eigentlich das Gefühl gehabt, dass es ihm verhältnismäßig gut ging. Er war bei unserer Mutter ausgezogen und wohnte wie ich in Berlin, in einer Studenten-WG. Er war auf dem Weg zum Abitur: Außerdem fing er an, Gedichte zu schreiben. Er zeigte sie mir einmal und fragte mich, was ich von ihnen hielt.

Nervös war er da und ich auch, ich hatte Angst, dass ich sie schlecht finden würde und ihm das sagen müsste. Aber seine Gedichte waren gut. Er nahm sogar an Berliner Poetry-Slams teil. Einmal machte er den dritten Platz. Er erzählte mir, dass man ihn immer auf die Bühne hinaufheben musste, weil er alleine nicht hochkam.

Matthias hat sich mit Schlaftabletten das Leben genommen. Er hat, bevor er ins Bett ging, dreißig Rohypnol geschluckt. Einer seiner Mitbewohner hat ihn am Nachmittag des folgenden Tages gefunden. Der Anruf meiner Mutter erreichte mich, als ich gerade mit zwei Freunden im Cafe saß und Backgammon spielte. Ich hatte nie vorher Backgammon gespielt, und ich werde mit Sicherheit nie mehr in meinem Leben Backgammon spielen.

Matthias wurde in München beerdigt. Föhnwetter, blauer Himmel. Frühere Mitschüler ließen den Song *Dream on* von *Depeche Mode* laufen. Meine Mutter und mein Vater schliefen zum ersten Mal seit Jahren wieder zusammen in einer Wohnung. Ich hatte meinen Vater noch nie so hilflos gesehen. Ihn, den ich in Gerichtssälen leidenschaftlich argumentieren gehört hatte. Den *Master and Commander*, der auch in scheinbar ausweglosen Situationen Zuversicht verbreitete. Der so überzeugend sein konnte. Und der doch meinen Bruder nicht hatte überzeugen können, dass es besser war zu leben als zu sterben.

In diesen Tagen hatte ich mehrmals das Telefon in der Hand, um Tanja anzurufen und unsere Reise abzusagen. Was mich davon abhielt, waren die Marmelade-Brötchen am Frühstückstisch meiner Mutter, das Aufhängen meiner Wäsche, die Busse, die auf der Straße fahren, ein Kinoplakat, die Nachrichten im Fernsehen. Die furchtbare Gewissheit, dass alles weitergeht. Auch für mich weitergehen musste. Und die Vorstellung, alleine in Berlin zu sitzen, machte mir Angst.

Kapitel 10, S. 53-60

Wie bei fast allen anderen Schriftstellern gab es, denke ich, nur einen einzigen Grund dafür, warum ich anfang zu schreiben: die Mädchen. Als ich dreizehn Jahre alt war, hatte ich mich in ein Mädchen aus meiner Klasse verliebt, das Maria hieß. Sie hatte schulterlanges, braunes, lockiges Haar und blaue Augen. Sie war hübsch und begeisterte sich für alles Geistreiche. Sie war im Gegensatz zu mir verdammt gut in der Schule und erzählte allen, dass sie jeden Tag Zeitung lesen würde. Sie meldete sich vor Beginn des Unterrichts und sagte: »Frau Schäfer, ich habe heute in der Zeitung gelesen, dass ... Können Sie uns etwas dazu sagen?« Wenn wir in Deutsch irgendeine Lektüre durchnahmen, sagte sie schon am ersten Tag: »Ich hab' das Buch schon gelesen. Es ist langweilig.« Jahre später, als ich meinen Roman veröffentlicht hatte, traf ich Maria zufällig in München. Wir gingen einen Kaffee trinken. Sie war noch immer genauso. Aber da ging mir ihr intellektuelles Gerede dermaßen auf den Geist, dass ich mich fragte, wie ich jemals in so eine blöde Amsel verliebt gewesen sein konnte. Ich beschloss, dass sie auch gar nicht mehr so hübsch aussah wie damals. Aber als 13-Jähriger war ich sehr in sie verliebt.

In der Schule gab es eine Aula, in der Schulaufführungen stattfanden. Wo die Eltern eingeladen wurden und Schüler irgendetwas auf der Bühne vorführten. Musizierten, schauspielerten, sangen oder auch Geschichten vorlasen. Einmal bekam ich nach einer solchen Veranstaltung mit, dass Maria und ihre Freundin Inga von einem Schüler aus der Neunten schwärmten, der eine von ihm selbst verfasste Geschichte vorgetragen hatte. »Wie schön er sie vorgelesen hat!«, rief Maria, und ihre Augen leuchteten. Und mein Entschluss stand fest: Bis zur nächsten Schulaufführung wollte ich eine Geschichte schreiben, die ihre Augen noch tausendmal mehr zum Leuchten bringen sollte. Sie sollten sich während meines Vortrags mit aller Kraft am Stuhl festkrallen müssen, um nicht ohnmächtig zu werden. Und so setzte ich mich hin und versuchte zu schreiben. Für Maria gab ich mir extra viel Mühe, besonders geistreich zu sein. Aber so sehr ich mich auch bemühte, es kam einfach nichts Geistreiches dabei heraus. Es spritzte nur immer das Blut. Monster rissen irgendwelchen Leuten die Eingeweide heraus. Und es wurde wie wild gevögelt. Auch die Monster schienen hauptsächlich darauf aus zu sein zu vögeln. Ein paar Tage lang heulte ich, weil ich einfach nichts Gescheites aufs Papier brachte. Doch dann kam ein entscheidender Umschwung. Zu dieser Zeit begann ich auch damit, mir Musikvideos im Fernsehen anzusehen. Deutscher Hiphop war gerade angesagt. Und die Hiphopper sangen alle hauptsächlich vom Vögeln. Und in ihren Videos waren immer unglaublich hübsche Frauen zu sehen, die an den Texten gar keinen Anstoß zu nehmen schienen, sondern einfach nur begeistert tanzten. Und während ich mir diese Videos ansah, dachte ich: Vielleicht funktioniert das mit meinem Text auch so. Dann bin ich eben kein geistreicher Schriftsteller. Aber immerhin ein Schriftsteller. Das muss genügen. Und ich setzte

mich hin und schrieb die schweinischste und brutalste Geschichte, die ich mir nur vorstellen konnte. Und ich las sie bei der Schulveranstaltung vor. Tosender Beifall der Schüler. Meine Eltern waren nie auf solchen Schulveranstaltungen mit dabei. Aber Matthias war da. Auch ihm gefiel die Geschichte. Und Maria? Nun ja, das Mädchen, das mich nach meiner ersten Aulalesung irgendwann bei der Hand nahm, neben einen Getränkeautomaten in eine Ecke drückte und mich abknutschte, war dann nicht Maria. Sondern Inga. Nach und nach entwickelte ich größere Leidenschaft für das Schreiben. Und ich begann auch viel intensiver zu lesen.

Mein erster richtiger Held unter den Autoren war Stephen King. Bei dem kamen immerhin auch Monster vor. Und nebenbei bemerkt steuerte er auch einiges zu meiner sexuellen Aufklärung bei. Dann kam Charles Bukowski. Es gab heftigen Aufruhr in meiner Seele bei der Szene in seinem Roman *Ham and Rye*, als der Ich-Erzähler Henry Chinaski draußen vor dem Fenster steht, während drinnen der Abiturball stattfindet und seine Klassenkameraden feiern, aber er traut sich nicht reinzugehen, wegen seines vernarbten Gesichts. Das hat mich fertig gemacht. Im Übrigen bemerkte ich, als ich Bukowski las, dass ich doch noch nicht richtig aufgeklärt war. Im Laufe meiner Reise in die Literatur, die natürlich noch immer andauert, stürzte ich mich voller Begeisterung in die Welten von Capote, Mann, Nabokov, Bulgakow, Salinger, Twain und unzähligen anderen. Im Alter von dreizehn bis fünfzehn steigerte ich meine Begeisterung immer weiter. Nicht nur, was das Lesen, sondern nach und nach auch, was das Schreiben betraf. Ich schrieb in jeder freien Minute. Ich ging immer seltener irgendwohin, traf mich immer seltener mit Menschen. Ich verbrachte fast die ganze Zeit in meinem Zimmer. Einmal hatte ich richtigen Ärger mit Inga, die zu so etwas wie meiner ersten Freundin geworden war. Sie schrie: »Du willst immer nur hier rumhocken! Nie machst du was mit mir!«

»Inga, ich hocke hier nicht rum! Ich schreibe.«

»Trotzdem hockst du rum!«

Sie entfernte sich schließlich von mir. Viele taten das. Ich las meine Geschichten bei vier weiteren Schulveranstaltungen in der Aula vor. Und immer am letzten Tag vor den Ferien, wenn sich die Klasse etwas aussuchen durfte und alle sich wünschten, ich solle vorlesen. Gegen Ende meines vierzehnten Lebensjahres schickte ich eine meiner Geschichten zum *Neo*, einer Jugendzeitung, die einmal pro Monat in München und Umgebung erschien. Und eines Abends klingelte das Telefon. Meine Mutter sagte: »Tim, es ist für dich!« Eine Redakteurin des Jugendmagazins war dran. Sie sagte, ihnen hätte die Geschichte gefallen und sie würden sie drucken. Ich war vollkommen außer Rand und Band. Ich rannte schreiend in der Wohnung herum. Ich packte meinen Bruder und trug ihn auf meinen Schultern durch die Gegend. Im Laufe eines halben Jahres veröffentlichte dieses Magazin dann immer wieder Artikel von mir. Die Monster, über die ich schrieb, waren inzwischen Monster, die einem in der Seele hockten. Meine Artikel handelten von Schwierigkeiten, Leiden, Hoffnungen und Träumen eines jungen Menschen. Und eines Abends klingelte wieder das Telefon. Diesmal war eine Frau Dreßler vom Feder-Verlag am Apparat. Sie sagte, ihr würden meine Artikel gefallen. Sie fragte mich, ob ich mir vorstellen könne, einen Roman zu verfassen. Ich konnte meine Stimme kaum beherrschen. Ich brüllte ins Telefon: "Sie wissen aber schon, dass ich erst fünfzehn bin!«

»Das ist doch schön für Sie!«, entgegnete sie. »Und? Können Sie sich's vorstellen?"

Das geschah kurz bevor ich nach Arco ging. Und so war es keine Frage, von was mein Buch handeln würde. Ich schrieb über einen jungen Mann, der aufgrund eines Schüleraustauschs in dem kleinen italienischen Städtchen Arco landet, und über seinen Alltag dort, die Menschen, die seinen Weg kreuzen, die ganzen aufregenden oder seltsamen Situationen, in die er gerät und die er irgendwie meistern muss. Der Roman hieß *Die Spielkameradin*, weil der Ich-Erzähler sich im Laufe der Geschichte immer wieder an seine Spielkameradin Lillemor erinnert, die er als kleiner Junge hatte und in die er auch sehr verliebt gewesen war. Und er möchte sie wiederfinden. Und irgendwann macht er sich tatsächlich auf, sie zu suchen. Der Roman erschien, als ich sechzehn Jahre alt war. Ich schmiss die Schule. Wovon meine Eltern natürlich nicht sonderlich begeistert waren. Aber das war mir einerlei. Von dem Zeitpunkt an war ich Autor. Mein Roman war ein großer Erfolg, obwohl er sehr kontrovers diskutiert wurde. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschien ein Artikel, der mit *Das Kind* überschrieben war. Untertitel: *Wie ein Schriftsteller gemacht wird*. Darin stand, dass das Buch erstens wahnsinnig schlecht und zweitens wahrscheinlich gar nicht von dem jungen Kerl selbst geschrieben worden war. Bei meiner ersten Lesung, die ich in einer großen Buchhandlung in Köln hielt, trug ich ein T-Shirt mit der Aufschrift *Das Kind*.

In der Folgezeit reiste ich dann fast ununterbrochen herum, zu Lesungen oder Interviews. Das Buch erschien auch in vielen anderen Ländern, und ich wurde zur Veröffentlichung in diverse internationale Städte eingeladen.

Anstatt vor Mathe zu sitzen und es nicht zu kapieren, hatte ich teilweise sieben Interviews und drei Fotoshootings an einem einzigen Tag.

Tokio: Ich schlief in meinem Hotelzimmer mit einem Mädchen, das ich kaum verstand, weil es sehr schlecht Englisch sprach. Während wir bei der Sache waren, sagte sie immer: »My father will kill you. He will kill everybody that comes close too me.« Ich sagte: »Yes, but your father is not here!«

Ich ging mit Söhnen und Töchtern von Verlagsmitarbeitern Karaoke singen. In einer Nacht erlebte ich einen Taifun. Den die Leute, die ich dort kennen gelernt hatte, zwar nicht besonders schlimm fanden, wie sie mir am nächsten Morgen erzählten. Aber der 21. Stock, auf dem sich mein Hotelzimmer befand, schwankte ganz schön heftig hin und her. Und das war nicht die Nacht, in der das Mädchen bei mir war. Na ja, wenn ich es genau bedenke: Vielleicht war ihr Vater ein Regenmacher.

Helsinki: Dort erlebte ich ebenfalls einen Taifun. Allerdings einen ganz anderer Art: Ich wurde von einer 30-jährigen dicken Reporterin quasi vergewaltigt. Sie hatte spät in der Nacht an meine Hotelzimmertür geklopft. Sie schlug ihre langen Fingernägel in meinen Rücken, bis es blutete. Schrie immer: »Honey! Hoonney!« Und irgendwann schrie sie: »Hooney, you're bleeding!« Aber bald wurde klar, dass es sich nicht um meines, sondern um ihr Blut handelte. Ein dunkelroter Schwall strömte heraus und verklebte mir den Bauch. Aber das hinderte sie nicht daran, einfach weiterzumachen. Ihr Name war Swetälänäna oder so ähnlich.

New York: wo ich zwei Monate bei einem jungen, dänischen Künstler in Chelsea wohnte, der nackte Mädchen mit Engelsflügeln malte. Ab und an kam eines dieser Mädchen zum Modellstehen. Ansonsten spielte ich mit ihm oft die ganze Nacht hindurch Videospiele auf einem Bildschirm so groß wie eine Kinoleinwand. Ich redete vor Studenten der NYU über kreatives Schreiben, die allesamt älter waren als ich. Ich machte zusammen mit einem jungen, schwulen Verlagsmitarbeiter eine Lesereise durch New York, Providence und Boston, der mir immer wieder sagte: »Your book is so terrible! It's a shame that our publishing house publishes such a thing! I can write a much better novel.« Ich fragte: »Why don't you do it?« Er antwortete: »First, I have to earn money. «

Während meinen Reisen vermisste ich mit kindlicher Sehnsucht meine Familie.

Matthias, wie geht's dir?

Papa, bitte ruf mich an!

Warum mussten sich meine Eltern trennen?

Gleichzeitig jedoch fand ich alles auch wahnsinnig aufregend. Und es gab Momente, in denen ich mich außerordentlich frei fühlte.

Zum Beispiel, als ich am Flughafen JFK in New York ankam, oder als ich in einem Hotelzimmer in Bangkok am Fenster stand und auf eine fremde, leuchtende Stadt hinabblickte.

Die Welt steht mir offen!

Und: Ich lerne meinesgleichen kennen!

Überall Künstler, Lektoren, Verleger, Schriftsteller. Man sprach über Kunst.

Das ist Kunst!

Die Menschen brauchen Kunst!

Wir schaffen welche!

Was? Du kennst Velvet Underground nicht? Schande über dich!

Letztlich kam es zu dem Punkt, an dem ich nur noch sehr wenig Zeit in München verbrachte, selbst wenn ich keine Termine hatte. Weil ich es nicht mehr aushielt. Zu klein war mir diese Welt mit der Mutter, die Wäsche aufhängt, und dem traurigen Bruder. Wenn mich niemand irgendwohin einlud, trat ich sofort privat eine Reise an.

Die Monate verstrichen, und irgendwann begannen die Leute mir überall die gleiche Frage zu stellen:

Was schreiben Sie denn als Nächstes?

In einer Chaosaktion zog ich nach Berlin und irrte umher, Nachtleben. Glitzernde Sterne auf T-Shirts. Tanzen. Kotzen. Viel kotzen.

Matthias, wie geht's dir?

Ich komm' dich bald besuchen. Bestimmt. Die Schauspielerin? Ja, die habe ich kennen gelernt.

Da kann ich dir sicher eins mitbringen. Bestimmt. Schlaf schön, Matthias. Ich hab' dich lieb.

Ich denk' an dich.

Von dieser ganzen Zeit blieb mir kein einziger Mensch. Nicht einmal die dicke Reporterin aus Helsinki. Und das Schlimmste von allem:

Ich hatte aufgehört zu schreiben.

Kapitel 18, S. 93-94

Das Leben kündigt einem Dinge an. Daran glaube ich. Es ist wie in einem guten Film, fast immer gibt es versteckte Ankündigungen, chiffrierte Hinweise darauf, wie die Geschichte weitergehen oder enden wird. Mir scheint, dass das Leben einem ab und zu einen kleinen Wink, eine Vorahnung zukommen lässt, was geschehen wird. Wir sehen manchmal, ohne es zu merken, in die Zukunft.

In Hamburg, gegenüber dem Haus, in dem mein Vater wohnte, gab es einen Heavy-Metal-Club. Den *Headbangers Ballroom*. An diesem Club kamen mein Bruder und ich oft vorbei. Matthias amüsierte sich immer über die lustigen Namen der Bands, die angekündigt waren. Besonders über eine Gruppe namens *Leichenwetter*. Und in der Folgezeit machte er in den verschiedensten Lebenssituationen immer wieder Scherze über *Leichenwetter*. Er tat so, als wäre er mit dem Bassisten befreundet. »Heute Abend kann ich nicht mit ins Kino kommen, heute treffe ich den Bassisten von *Leichenwetter*«, sagte er zum Beispiel als Ausrede. In der zweiten oder dritten Klinik, in die mein Bruder eingewiesen wurde, bekam er als Zimmernachbarn einen langhaarigen, tätowierten Kerl, der als Erstes seinen Bass im Kleiderschrank unterbrachte. Er war Bassist einer Hardrockband. Nun hieß sie zwar nicht *Leichenwetter*, sondern *The Hardcore Cocks*, aber jedenfalls sagte mein Bruder, wenn man ihn am Telefon hatte: »Ich kann jetzt nicht länger sprechen, ich muss zum autogenen Training - mit dem Bassisten von *The Hardcore Cocks*.«

Die alten Römer glaubten angeblich, dass man, wenn man irgendwo einen Satzfetzen eines anderen Menschen aufschnappt, zugleich einen Hinweis auf sein eigenes Leben bekommt. Wer gibt uns diese Hinweise? Bedeutet das, dass alles vorherbestimmt ist? Wir haben uns auf unserer Reise oft darüber unterhalten, ob das Leben ein Geschenk ist. Wie ein Spielzeug, das ein Kind geschenkt bekommt. Aber zu einem Kind sagt man: Mach's nicht kaputt! Ich glaube, Gott oder wer immer uns das Leben geschenkt hat sagt nicht: Mach's nicht kaputt! Mit dem Leben ist immer die Freiheit verbunden, damit zu tun, was wir wollen. Insbesondere auch die Freiheit, es zu zerstören.

Kapitel 24, S. 123-125

Ich legte mich zu Tanja ins Bett. Als ich unter die Bettdecke kroch, öffnete sie die Augen. Draußen hörte man nur einen einsamen, fremden Vogel schreien. Sämtliche anderen Wesen und Dinge schienen sich in dem grauen, düsteren Spinnennetz hoffnungslos verfangen zu haben. Der frische Geruch der Bettdecke stand im absoluten Gegensatz dazu. Mich fror ein wenig.

»Danke, dass du mich hierher gebracht hast«, sagte sie leise.

»Gerne.« Ich schlang meinen Arm um sie. Erneut dieser Vogelschrei.

»Tim, ich muss dir etwas sagen.«

»Was denn?«

Sie zögerte kurz, schließlich meinte sie: »Nein, doch nicht.« »Los! Sag' schon.«

»Nein, ich werde es dir wann anders sagen. Jetzt kann ich es nicht.«

»Wie immer es Ihnen beliebt«, entgegnete ich.

»Erzählst du mir wieder eine Geschichte?«, bat sie. »Muss das sein?«

»Ja, bitte!«

»Und was für eine?«

»Wieder eine von deinen Auslandsreisen!«

»Die scheinen dir zu gefallen.«

»Ja, die gefallen mir.«

»Welche Stadt?«

»Keine Ahnung. In welchen Städten warst du denn überall?«

- » In vielen. «
- » Warst du irgendwo in Spanien? «
- » Nein, leider nicht. «
- » Paris? «

Bei diesem Wort zuckte ich leicht zusammen. »Ja, dort war ich«, sagte ich.

» Los erzähl! «

» Warte, ich muss kurz überlegen ...Also gut. Paris.« Mit einem Seufzer begann ich: »Ich war für fünf Tage dort. Ich war auf eine Buchmesse eingeladen. Zusammen mit einer ganzen Delegation von deutschen Schriftstellern. Sozusagen der A-Nationalmannschaft der deutschen Schriftsteller. Ungefähr dreißig Leute. Diese Buchmesse in Paris nannte sich *Salon du livre*. Der *Salon du livre* findet einmal im Jahr statt. Immer im März, glaube ich. Im Stadtteil Porte de Versailles. Und jedes Jahr liegt der Schwerpunkt, wie auch bei der Frankfurter Buchmesse, auf einem bestimmten Land. Das war in jenem Jahr Deutschland. Deshalb waren diese ganzen deutschen Schriftsteller eingeladen worden. Sie haben sich aus ein paar vereinzelt 30- bis 40- Jährigen und unglaublich vielen 50- bis 80-Jährigen zusammengesetzt. Ich war siebzehn. Auf der Messe gab es einen großen *deutschen Stand*, der die Anlaufstelle für die eingeladenen Autoren war. Dort konnten sie zwischendurch immer wieder hingehen, dort trafen sie sich. Wenn sie gerade nicht, wie die meiste Zeit, in der Messehalle oder auch woanders Lesungen absolvieren mussten, auf Podien sitzen, über Literatur und Politik diskutieren, Signierstunden abhalten etc. An diesem *deutschen Stand* habe ich dem ehemaligen Bundeskanzler Schröder die Hand geschüttelt.«

» Wirklich?«, fragte Tanja.

»Ja«, entgegnete ich. »Und das kam so: Irgendwann sind alle gerade anwesenden Autoren, unter denen auch ich mich befand, von Messemitarbeitern in eine Ecke dieses Standes gepfercht worden und durften nirgendwo mehr hingehen. Es hieß, der Bundeskanzler und der französische Staatspräsident würden jeden Moment eintreffen und uns allen die Hände schütteln. Das war ein guter Plan. Aber die Sache war die: Die beiden kamen nicht. Und deshalb musste man ewig dort herumstehen und warten. Ungefähr 90 Minuten. Mich machte das wahnsinnig. Weißt du, mir ist das Gerede dieser Schriftsteller so auf die Nerven gegangen, die literweise Champagner tranken und so übertrieben locker taten, obwohl man ihnen ansah, dass das Gegenteil der Fall war. Es gab niemanden, mit dem ich mich gerne unterhalten hätte. Dieses grelle Messehallenlicht hat einen müde gemacht, die Luft war aufgebraucht, man stand ungeheuer dicht beieinander. Dazu kam, dass ich mit der Zeit immer dringender auf die Toilette musste. Ich war schon fast abgehauen, da hielt mich eine Frau am Arm fest. »Sie können doch jetzt nicht weggehen! Die müssen jeden Augenblick hier sein! « Na gut. Also bin ich geblieben. Als die beiden dann kamen, vergaß ich vollkommen, dass ich pissen musste. Es ist augenblicklich ein ungeheuerliches Gedränge entstanden. Tausend Leute schoben sich von allen Seiten herbei. Fotografen, Kameramänner und alle möglichen anderen Gestalten. Bodyguards haben sie zur Seite gedrückt. Aus Versehen sind auch ein paar Schriftsteller weggedrückt worden. Ich weiß nicht mehr genau, welche. Aber ich bin sicher, die haben in den neunzig Minuten zuvor so viel Schwachsinn geredet, dass sie das wirklich verdient hatten. Die anderen, noch übrig gebliebenen Schriftsteller, somit auch ich, haben sich keinen Millimeter mehr bewegen können. Sie mussten jetzt praktisch den Staatsmännern die Hand schütteln. Was anderes wäre gar nicht mehr möglich gewesen. Einer, der, das muss ich zu seiner Ehrenrettung sagen, wirklich hervorragende Lyrik schreibt, stieg mir aus Versehen so heftig auf den Zeh, dass ich Herrn Chirac vor Schmerz laut ins Gesicht jaulte. Durch dieses ganze Wirrwarr sind also die zwei Politiker marschiert. Neben Gerhard Schröder her schritt eine junge Frau und nannte ihm immer den Namen der jeweiligen Person, der er als Nächstes die Hand geben sollte.

Kapitel 25, S. 133-134

Bevor ich Tanja kennen lernte, hatte ich drei Beziehungen gehabt, eine mit dreizehn, eine mit neunzehn und eine mit zwanzig, und keine der drei hatte ich lange aushalten können. Alle drei Mädchen waren liebe, zurückhaltende und leicht zufriedene Menschen, die alles für die Harmonie zwischen uns getan hatten. Sie haben sich so angepasst, dass sie, so muss man es wohl sagen, ihre eigene Persönlichkeit beinahe vollständig verloren hatten. Vielleicht war das für mich auch der einzige Weg, eine Liebesbeziehung zu ertragen: wenn der andere Mensch so angepasst war, dass ich seine Anwesenheit nicht spürte. Und auch so fühlte ich mich noch genug eingeengt. So eingeengt, dass mir buchstäblich die Luft abgedrückt wurde.

Ich fühlte mich eingeengt, wenn meine Freundin neben mir im Bett lag, ihre Füße aneinander scheuerte, sich an mich schmiegte, mich zudeckte, ich fühlte mich eingeengt, wenn mich meine Freundin anrief: *Schatz, was machst du gerade?* Wenn sie auf einem Konzert neben mir herumhüpfte und bei Millionen anderen Sachen. Und wenn ich mich von Zeit zu Zeit doch dazu aufraffte, etwas zu schreiben, und die Arbeit einigermaßen voranging, dann erschuf ich mir selbst irgendeine Frau, die natürlich immer viel aufregender und toller war, als es ein lebendiger Mensch überhaupt jemals sein könnte. Während mir die Liebe zu dieser erfundenen Frau in ihrer reinsten Form durch die Adern rauschte, erschienen mir die Gefühle, die ich für das Mädchen hegte, mit dem ich gerade zusammen war, auf einmal ganz und gar lächerlich. Meine Beziehungen dauerten niemals länger als drei Monate. Und immer war ich es, der die Sache beendete. Mein Standardspruch war schon ab dem ersten Date: *Verlieb' dich nicht in mich! Du wirst es bereuen!* Einerseits war das ein billiger Trick, um mich geheimnisvoller dastehen zu lassen. Andererseits sagte ich es einfach deshalb, weil ich es für eine ehrliche und angebrachte Warnung hielt.

Selbst wenn ich mich ab und zu, was ja nur natürlich ist, nach jemandem sehnte, der bei einem ist und bei einem bleibt, der stets zu einem gehört und so weiter, wusste ich immer: Würde dieser Jemand plötzlich auftauchen, könnte ich es wahrscheinlich doch wieder nicht mit ihm aushalten. Wer sich verliebt, sucht doch eigentlich immer beim andern nach den Sachen, die er mag. Die er gut aushalten kann. Und blendet das Negative aus. Bei mir ist es leider umgekehrt: Ich suche von der ersten Minute an nach dem, was ich nicht aushalten kann.

Kapitel 28, 152-153

Die letzte Begegnung mit meinem Bruder Matthias begann mit seinem Anruf abends um elf:

»Ich bin in zehn Minuten bei dir, du musst mir die Fingernägel schneiden.«

Er legte größten Wert auf gepflegte Hände. Sie fielen ihm bei anderen Menschen auf, und seine eigenen überprüfte er immer sehr genau. Da tat sich für ihn nur ein Problem auf: Wegen seiner gelähmten Hand war er beim Schneiden der Fingernägel auf Hilfe angewiesen. Über Jahre hinweg hatte ihm meine Mutter die Fingernägel geschnitten. Zum Einzug in seine Berliner WG hatte ihm der Lebensgefährte meiner Mutter, Patrick, ein gutmütiger Kerl, Computerspezialist mit Heimwerkerqualitäten, als Geschenk eine Art Maschine gebastelt. Wir lachten alle, als Matthias sie auspackte. Sie bestand aus einem groben Holzbrett, auf dem mit Schrauben, Winkeln und Hebeln ein gewöhnlicher Nagelklipper befestigt war. In Patricks Vorstellung brauchte Matthias nur seine Finger der Reihe nach durch einen Ring in den Klipper hineinzuschieben, und die Nägel würden praktisch wie von selbst geschnitten. Matthias probierte es zweimal aus, zeigte mir die unbefriedigenden Resultate. Und verschaffte dem Folterwerkzeug einen Ehrenplatz auf seinem Schreibtisch. In Berlin war also ich die Maniküre. Die Begegnung mit Matthias dauerte zwanzig Minuten, vielleicht eine halbe Stunde. Ich schnitt ihm im Badezimmer die Fingernägel, und wir tranken in der Küche noch ein Bier zusammen. Er erzählte von der Schule. Dass ihm Französisch zum ersten Mal keine Probleme bereitete, obwohl er so viel versäumt hatte. *Je suis formidable!* Aber Mathe wäre quälend. Er hatte ein neues Tommy-Hilfiger-Hemd an, dunkelbraun, weißes T-Shirt darunter. Einmal stand er vom Tisch auf, griff eine Packung Kellogs und aß ein paar trockene Cornflakes mit der Hand. Seit seinem Tod läuft diese Szene in allen Einzelheiten immer wieder vor mir ab. Und ich frage mich jedes Mal: Gab es irgendeinen Hinweis darauf, dass Matthias sein Leben zwei Wochen später beenden würde? Als wäre es ein Film, in dem eine scheinbar belanglose Szene erst am Schluss bedeutsam wird.

Ganz am Anfang unserer Reise, im Zug nach Rostock, als diese Schulklasse unser Abteil besetzte, hatte Tanja mich gefragt: »Hast du eigentlich Geschwister?« Und ich hatte ihr geantwortet: »Ja, einen Bruder.« Mit dieser Antwort war Matthias am Leben. Für sie jedenfalls. Und das konnte ich nicht mehr ändern.

C) Selbstverletzendes Verhalten

Kapitel 12, S. 67-68

Zurück im Hotelzimmer zogen wir uns aus, legten uns hin. Tanja schmiegte sich an mich und begann mir mit flatterndem Atem einen runterzuholen. Ihre Hand umklammerte meinen Schwanz viel zu fest. Aber es war trotzdem schön. Das Schönste war, dass sie mir dabei ihre Brüste zum Küssen darbot. Als es mir kam, spürte ich, wie das Sperma in alle Richtungen schoss. Ein paar Tropfen landeten sogar auf meinem Hals. In den Sekunden, nachdem ich gekommen war, fühlte ich mich noch immer einigermaßen gut. Das war normalerweise nicht der Fall. Normalerweise fand ich das Geschehene rückwirkend immer gleich ziemlich widerlich. Ich streichelte ihr über die Wange und sagte, dass das wunderbar gewesen sei. Dann schlief ich ein.

Irgendwann wachte ich auf, weil sie mich anstupste.

»Tim«, sagte sie. Ihre Stimme klang wieder so, als hätte sie geweint.

»Ja?«, sagte ich vollkommen verpennt.

»Ich möchte dich um was bitten.« Sie sprach flüsternd. »Kannst du etwas für mich tun? Egal, wie du zu mir stehst, kannst du mir versprechen, dass du's tun wirst? Tust du's für mich? Bitte!«

»Was soll das heißen: *wie ich zu dir stehe?*«, sagte ich, noch mit geschlossenen Augen.

»Natürlich tu ich's für dich. Was denn?«

»Kannst du dein Kissen nehmen und es mir fest ins Gesicht drücken, bis ich keine Luft mehr kriege? Und wenn ich zapple, dann musst du noch fester drücken. Aber nicht so wie heute, als ich dich aus dem Bett geschmissen habe. Sondern richtig fest. So, dass ich mich nicht mehr wehren kann. So, dass ich tot bin.« Sie schluchzte.

»Mein Gott, Tanja!«, sagte ich. Ich streckte meine Hand nach ihr aus. »Komm! Komm her!« Sie legte ihren Kopf auf meinen Bauch. Ich streichelte ihr das Haar. »Was ist nur los? Was ist nur mit dir los?«

Wir lagen in der Dunkelheit, und draußen kreischten die Möwen.

Kapitel 19, S. 95-98

Zwanzig Meter von Carstensions Auto entfernt schaltete ich mein Handy ein. Nacheinander tauchten zwei Kurzmitteilungen auf dem Display auf. Beide waren von Tanja. Die erste bestand lediglich aus meinem Namen. Die zweite aus dem Wort *Bitte*. Ich rief sie an, erreichte sie aber nicht. Man hörte nur eine Schwedisch sprechende Stimme. Ich schrieb ihr eine SMS zurück: *Wo bist du?* Kurz wartete ich. Als ich keine Antwort erhielt, marschierte ich los. Ich fragte eine Frau in einem roten Sommerkleid und mit einem eingegipsten Arm nach einer Trambahnhaltestelle. Sie schüttelte nur mit dem Kopf und lief dann weiter. Die nächste Person, die ich fragte, war ein älterer, bärtiger Herr in einem altmodischen Anzug mit Weste. Der konnte mir den Weg erklären. An der Haltestelle versuchte ich es noch mal bei Tanja. Keine schwedische Stimme mehr, dafür nahm aber auch niemand ab. Die Bahn kam. Sie war gelb und ziemlich voll. Ich musste stehen. Ich rief Tanja ein drittes Mal an. Ohne Erfolg. Ich schwitzte. Es waren drei Stationen bis zum Hauptbahnhof.

In unserem Hotelzimmer war niemand.

»Ist eine Nachricht für mich da?«, fragte ich an der Rezeption.

»Nein, leider nicht.«

Ich hockte mich schweißgebadet auf einen der Sessel in der Lobby. Wo konnte sie nur stecken? War sie okay?

Mein Handy läutete.

»Ja?«

Sie war es. Sie sagte extrem leise, fast flüsternd:

»Wo bist du?«

»Im Hotel. In der Lobby. Wo bist du?«

»Ich sitze auf einer Stufe, vor dieser Buchhandlung. Dort, wo du das Buch gekauft hast. Weißt du, wo?«

»Ja.«

»Kannst du herkommen? Ich warte so lange hier. Bitte beeil' dich!«

»Okay, bin unterwegs.«

Ich lief los. Es dauerte ewig, bis ich ankam. Ich wusste nicht mehr genau, wo sich die Buchhandlung befand. Ich verlief mich mehrere Male.

Tanja hockte direkt vor dem Eingang. Mit zusammengepressten Knien. Ihr Oberkörper war nach vorne geneigt, und sie hielt ihn mit den Armen umschlungen. Sie hatte ihre Bluse nicht mehr an. Zuerst dachte ich, sie wäre oben herum völlig nackt. Doch dann sah ich, dass sie noch einen rosafarbenen BH trug, dessen linker Träger ihr über die Schulter gerutscht war. Ansonsten trug sie nur noch ihren Schottenrock. Ihr Gesicht war vollkommen verheult. Überall auf ihrem Körper befanden sich Kratzer. Ihre Knie waren aufgesprungen. Die Haare zerzaust. Diverse Stadtbummler spazierten an ihr vorüber. Eine Familie mit zwei jungen Buben marschierte gerade an ihr vorbei. Der eine Bub tippte den anderen mit seinem Ellbogen an und bedeutete ihm durch seinen Blick, er solle zu Tanja herübersehen.

Ich setzte mich neben sie. Ich umarmte sie. Sie rollte sich in meine Arme hinein. Ich streichelte ihr über den Rücken. »Ich bin jetzt hier«, sagte ich, von meinem Marsch noch heftig schnaufend.

»Danke«, schluchzte sie. »Danke. Es tut mir Leid. Es tut mir so Leid, Tim.«

»Es gibt nichts, das dir Leid tun müsste.«

»Doch. Doch. Gibt es.«

Längere Zeit schwiegen wir. Die Blicke der Fußgänger streiften uns weiterhin. Ich streichelte sie.

»Was ist passiert?«, traute ich mich schließlich zu fragen. »Weiß ich nicht«, stammelte sie.

»Wie? Du weißt es nicht?«

»Ich hab' keine Ahnung.«

»Willst du 's mir nicht sagen?«

»Ich hab' gesagt, ich weiß es nicht«, stieß sie zornig hervor. »Lass mich in Ruhe!«

Sie löste sich aus meiner Umarmung.

»Willst du meine Titten sehen?«, fragte sie dann.

»Tanja, ich ...«

»Willst du meine Titten sehen?«

»Was redest du da? Nein, ich ...«

Sie griff hinter sich, um den BH auszuhaken. Ich versuchte, sie daran zu hindern, aber es gelang mir nicht. Auf ihrer linken Brust waren mehrere blutige Kratzer.

»Will jemand meine Titten sehen?«, fragte sie laut. »Will sie jemand sehen?« Sie stand auf und stellte sich zwischen die vorbeiströmenden Menschen.

Ich eilte zu ihr hin, fummelte an ihr herum, versuchte diesen Scheiß-BH wieder festzumachen, während sie sich die ganze Zeit bewegte, sich drehte, Leuten den Weg versperrte, ihnen ihre Möpfe entgegenstreckte.

»Tataa! Schaut sie euch an! Schaut sie euch an! Die sind kostbar! Frisch und kostbar! Und gerade im Angebot!« Endlich gelang es mir, das Ding festzumachen.

Unsere Blicke trafen sich. Sie schwieg, dann sank sie vor mir auf die Knie und begann erneut schrecklich zu heulen.

»Tim es tut mir so Leid. Es tut mir so Leid!« Der Rotz lief ihr aus der Nase. Ich zog sie hoch.

»Wir gehen jetzt zu einem Arzt«, sagte ich.

»Nein«, schluchzte sie. »Nein.«

»WO SOLLEN WIR DANN HINGEHEN?« Ich hielt sie an der Hand und zog sie hinter mir her.

»Nicht zu einem Arzt.« Ich blieb stehen, sie auch. Ich wirbelte herum.

»Okay, dann nicht zu einem Arzt. Aber wohin dann? Wohin willst du? Nach Hause? Ist es das, was du willst? Möchtest du nach Hause?«

Ihre Augen waren weit aufgerissen und übergelaufen von Tränen. Irgendwo darin schwamm das schönste Grün. »Auf keinen Fall«, sagte sie mit fester gewordener Stimme. »Nicht nach Hause! Egal, was ist! Versprich mir, dass wir nicht nach Hause fahren! Versprich es mir!«

S. 105

Der darauf folgende Tag war vor allem eines: absolut beschissen. Wir fuhren mit dem Zug nach Tröllhättan, einem kleinen Ort zwei Fahrstunden nördlich von Göteborg, und übernachteten dort auf einem ziemlich verlassenem Campingplatz an einem See. Während des gesamten Tages wechselten wir kaum ein Wort. Nicht am Morgen beim Kaffee im Speisesaal, nicht im Zug. Dafür stritten wir uns auf dem Campingplatz zweimal. Einmal, kurz nachdem wir ankamen und ich mich gleich mit meinem Notizbuch auf den Boden setzte. Da flippte sie aus.

»Bin ich deine Bedienstete oder was?«, brüllte sie. »Du könntest ruhig auch mal das Zelt aufbauen!« »Entschuldige«, sagte ich. »Ich dachte ...weil du es das letzte Mal...«

Sie unterbrach mich. »Na und! Nur weil ich es das letzte Mal gemacht habe, heißt das nicht, dass ich es ab jetzt immer mache!«

Nochmals gerieten wir beim Abendessen aneinander. Wir hatten mit dem Gaskocher Suppe gekocht. Da sagte sie zu mir: »So! Und du wäschst jetzt das Geschirr ab!«

Ich ärgerte mich darüber, wie sie mit mir sprach. Wir schrieten uns an. Irgendwann packte ich das ganze Zeug zornig und marschierte los in Richtung Waschküchen. Den Rest des Abends verbrachte Tanja im Zelt. Auf dem Campingplatz herrschte eine ekelhafte Stille. Nicht einmal Grillen waren zu hören. Einmal spazierte ich zu dem See. Er sah aus wie eine riesige, dreckige Pfütze. In der Nacht wimmerte Tanja wieder. Ich unterließ es mit voller Absicht, irgend etwas zu tun oder zu sagen.

S. 163

»ICH HALTE ES NICHT MEHR AUS! ICH WILL DAS NICHT MEHR! ICH KANN NICHT MEHR! ES SOLL AUFHÖREN! AUFHÖREN! AUFHÖREN!AUFHÖREN!« Dann unverständliches Gebrüll.

»... was ...«, stammelte ich und öffnete mühsam meine Augen: »...was...ist.«

Sie saß im Bett. Sie sog Luft ein wie eine Erstickende. Aus ihren Augen quollen die Tränen. Ich richtete meinen Oberkörper auf, versuchte sie zu umarmen.

»LASS MICH IN RUHE!«

Sie sprang aus dem Bett und rannte aus dem Zimmer. Ich folgte ihr, so schnell ich konnte. Sie raste über den schmalen Gang ins Badezimmer und sperrte ab. Ich blieb vor der Tür stehen und rief: »Mach auf! Ich möchte dir helfen! Ich möchte dir wirklich helfen! Mach auf, Tanja! Mach verdammt nochmal auf!« Ich hämmerte gegen die Tür.

Geschrei drang nach draußen, und darin klebte das Wort Hass. HASSE! HASSE! verstand ich nur. Etwas knallte gegen die Tür. Scherben klirrten.

»TANJA!«, brüllte ich.

»DIESES VERFLUCHTE HAUS!« Wimmern. "Warum hast du mich hierher gebracht? Warum?«

»Wir können doch gehen!«, sagte ich. »Wir müssen nicht hier bleiben, wenn du nicht willst. Wir können auf der Stelle abhauen! Tanja? Hörst du mich? Tanja?« Stille. Wieder hämmerte ich gegen die Tür. »MACH AUF!«

»HAU AB!«

Ich blieb stehen, versuchte, irgendwas zu sagen, wusste aber nicht genau, was. Drehte und wendete ein paar Sätze in meinem Kopf herum. Keiner war gut.

Kapitel 31, S. 169-172

Als ich das Zimmer betrat, stockte mir der Atem. Ich konnte nichts anderes tun, als dazustehen und zu starren. Tanja saß auf der Bettkante. Sie war nackt. Ihr Körper war mit Kratzern und Schnitten übersät. Ihre linke Brust war eine einzige offene Wunde. Sie saß da und blickte starr geradeaus. Das Fenster hinter ihr war weit aufgerissen. Die Fensterflügel klapperten. Der Regen prasselte herunter. Endlich setzte ich mich neben sie und schlang meine Arme um sie.

»Was machst du? Warum zum Teufel tust du dir das an?« Sie sah mich an. Ihre Augen wirkten nicht verschleiert, sondern sehr wach.

»Jetzt bist du nicht mehr scharf auf meine Brüste, was?«

»Ich bringe dich zu einem Arzt. Und dann verschwinden wir von hier. Versprochen.«

»Nein«, sagte sie ruhig. »Warum? Ich will zu keinem Arzt. Und ich will auch nicht weg von hier.«

»Tanja...du...«

»Es tut mir Leid. Es tut mir so Leid. Ich bin dir dankbar dafür, dass du dich um mich sorgst. Auch dafür, dass du mich in dieses Haus gebracht hast. Mir gefällt es hier ja auch. Es ist so schön, das Haus. Vorhin... das hätte ich nicht tun dürfen. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Du bist zu gut zu mir.«

»Tanja«, sagte ich verzweifelt. »Schau dich an! Wir müssen zu einem Arzt. Und dann ist es gut mit unserer Reise. Wir fahren nach Hause, hörst du? Ich bring' dich nach Bremen! Mit dir muss was geschehen!«

»Weißt du - Hermann Hesse oder Camus? Welcher von beiden war es? Es kann in einem der essayistischen Teile des *Steppenwolf* stehen oder in einem Aufsatz von Camus über den Selbstmord im Allgemeinen. Jedenfalls, einer von den beiden hat geschrieben, dass man sich nicht tatsächlich umbringen muss, um ein Selbstmörder zu sein. Dass man auch die Leute zu den Selbstmördern zählen sollte, die ihr ganzes Leben lang, oder immer wieder, mit dem

Gedanken spielen, sich das Leben zu nehmen, aber es nicht tun, weil sie einfach zu feige sind. Dass diese Leute eigentlich noch viel schlimmer dran sind, hörst du? Weil ein Entschluss, eine Tat ja immer von größerer Stärke zeugt als ein verharrendes, ängstliches Nichtstun. Von der ausbleibenden Erlösung ganz zu schweigen. Selbst die Entscheidung zu treffen, aus diesem erbärmlichen, widerwärtigen Leben zu gehen, trauen sich diese Leute nicht. Geht es ihnen nicht wesentlich schlechter als den wirklichen Selbstmördern, die zumindest in einem Moment ihres Lebens für sich eingestanden sind, mutig genug waren, das einzig Konsequente, das Richtige zu tun? So oft muss ich an all die Leute denken, vor allem an die jungen Leute, die in ihren Zimmern hocken, in ihren WGs: *Habt ihr noch was zu saufen?*, ihren Wohnheimen: *Weißt du, wo ich mich für dieses Seminar von dem Professor Schneider eintragen kann?*, bei ihren Eltern: *Du hast heute noch gar nichts gegessen, Schatz!* Und eigentlich nur Schluss machen wollen mit dem ganzen Mist. Aber sie vegetieren einfach weiter und weiter dahin.«

»Du bist krank. Wir müssen zu einem Arzt. Wir müssen nach Hause.«

»Nein«, sagte sie. Dann streichelte sie mir plötzlich über die Wange.

»Es geht mir doch schon wieder gut. Es wird alles gut werden. Glaub' mir. Wir bleiben einfach hier. Und ich ruhe mich aus. Dieses Haus ist doch so hübsch und friedlich. Ich hätte es nicht verurteilen dürfen. Es kann ja nichts dafür.«

»WAS REDEST DU, VERDAMMT NOCHMAL? DU BIST ÜBERGESCHNAPPT! Du sitzt in einer Blutlache und sagst, das Haus sei so hübsch und friedlich, sagst, es wird alles gut werden!«

»Es wird doch auch alles gut werden, oder etwa nicht?«, sagte sie leise und sah mit glänzenden Augen zu mir auf. »Ich möchte mich ein bisschen hinlegen.«

Ich verließ das Zimmer und lief nach unten zu Frau Garvang. Fragte sie nach Babypuder und Mullbinden.

Natürlich war es ein Skandal, dass ich sie nicht augenblicklich gepackt und zu einem Arzt gebracht habe. Doch ich muss zu meiner Entschuldigung sagen, wie offensichtlich es war, dass sie sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt hätte. Und noch etwas Entscheidendes spielte bei der Sache eine Rolle: In bestimmten Momenten konnte Tanja etwas aussenden, das meinen Blick kurzzeitig irgendwie verschwimmen ließ. Wie das genau vor sich ging, hätte ich niemals sagen können. Vielleicht war es ihre leise Stimme. Vielleicht eine gewisse beruhigende Sanftheit, die in ihren Augen schimmerte. Sie sah mich an, hauchte ein, zwei Worte, und das Schreckliche schrumpfte zu einer kleinen, dunklen Wolke zusammen, die sich weiter und weiter zu entfernen schien.

Frau Garvang sagte: »Babypuder und Mullbinden kriegen Sie in der Apotheke. In der Nebenstraße. Ist was passiert? Kann ich irgendetwas für sie tun?«

»Nein, danke. Schon okay.«

Ich rannte los. Wieder zurück im Zimmer angelangt, streute ich das Puder auf ihre Wunden und verband sie.

Ich streichelte sie, als wäre sie ein kleines Kind. Sie summte dazu leise vor sich hin.

Tanja kroch unter die Bettdecke. Ich setzte mich zu ihr an die Bettkante.

»Schreibst du mir jetzt meine Liebesgeschichte?«, fragte sie.

»Bitte, hör auf damit!«, antwortete ich.

»Bitte, bitte, tu es!«, sagte Tanja. »Tu es für mich! Du würdest mir wirklich eine Freude damit machen.«

»Weißt du, ich...«

»Ja sicher, du musst ungestört sein. Frag' die alte Dame, ob sie dir ein leeres Zimmer zur Verfügung stellt, in dem du arbeiten kannst. Das wird sie sicher tun.«

Es gab kein Entkommen. Tanja nagelte mich fest. Es hätte bestimmt einige Dinge gegeben, die ich lieber getan hätte als zu schreiben. Der Gedanke, jetzt eine Geschichte schreiben zu müssen, in diesem ganzen Wirrwarr, schreckte mich. Ich versuchte, es so locker wie möglich zu sehen, aber das ist eben so eine Sache. Die Lockerheit kam mir beim Schreiben öfters abhanden. Aber immerhin konnte ich auf Angst, Ekel und Verzweiflung zählen. Die ließen mich nie im Stich. Und denen war es auch ganz egal, wenn man nach ungefähr zehn Stunden nur zwei Worte aufs Papier gebracht hatte. Im Gegenteil, dadurch hatten die drei in mir noch mehr Spaß.

S. 195-197

»Wer?«, fragte sie. »Wer war hier?«

»CHRISTEL!«

»Ich weiß nicht, von wem du sprichst. Wer ist das?«

» War ER auch hier?«

» Wen meinst du?«

» Du weißt, wen ich meine«, sagte ich.

»Tim ...«, erwiderte sie. »Was soll das? Wer, zum Teufel, soll hier gewesen sein? «

Augenblicklich setzte ich mich mit einer schwungvollen Bewegung auf die Bettkante. »War er hier? «, wiederholte ich, ohne mein Gesicht nach ihr umzuwenden. Das kleine Ding hielt ich fest in der Hand umschlossen. Ich hatte auf einmal das große Verlangen, es zu zerquetschen.

Ein langes, sehr langes Schweigen folgte.

»Ja«, sagte sie schließlich. »Er war hier.«

»Und du wolltest es verheimlichen. Warum?«

Sie zögerte kurz.

»Ach, keine Ahnung warum«, erwiderte sie dann in gereiztem Tonfall. »Ich dachte einfach, dass du etwas dagegen hättest. Was ja anscheinend auch stimmt.«

» Was wollte er? Was ...was habt ihr gemacht?«

» Was sollen wir schon gemacht haben? Wir haben ein bisschen geredet. Haben am Fenster gestanden, haben nach draußen geschaut. Geraucht. Nichts Besonderes.«

Sie strampelte ihre Bettdecke beiseite. Erhob sich vom Bett. Bog die Schultern zurück. Ging im Zimmer umher. Ließ ihre Finger lieber die Holzkommode streifen. Ihr Neglige knisterte.

Schließlich sagte sie: »Ehrlich gesagt, verstehe ich nicht ganz, warum du dir darüber so viele Gedanken machst.« Sie blieb mit dem Rücken zum Fenster stehen. Stützte ihre Ellbogen auf das Fenstersims. Alles an ihr strahlte eine eitle Langeweile aus.

Als hätte sie einen unfassbar heißen Tag damit zugebracht, faul auf einer sonnenüberfluteten Veranda im Bikini auf einer Hollywoodschaukel zu liegen, und würde sich nun erheben, um eine Kleinigkeit zu essen ,aus der Küche zu holen.

S. 195-197

Ich blickte auf die Spieluhr in meiner Hand. Dann stand ich auf und lief zu ihr.

» WER BIST DU?«, sagte ich in ihr Gesicht. » WAS BIST DU? « Sie blickte mich an, ohne dass etwas in ihrem Gesicht zu lesen gewesen wäre. » Und kannst du mir bitte einmal die Wahrheit sagen«, flehte ich. »Ein einziges Mal! Was ist bei dir überhaupt Wahrheit? Das weiß man nie! In einem Moment zerstückelst du dich! Schneidest dir die halbe Brust weg! Im nächsten sitzt du da und sagst mit der zartesten Stimme: *Es ist alles gilt, Tim! Es ist alles fein! Lass uns einfach so weitermachen!* Einerseits sagst du, du könntest Sex nicht ausstehen und fändest ihn widerlich! *Weil das männliche Sperma die gesamte Widerwärtigkeit der Spezies Mensch enthält!* Andererseits hast du keine Probleme damit, in der Fußgängerzone deine blutigen Titten herumzuzeigen! Außerdem redest du verdammt häufig über Sex, dafür, dass du ihn so widerlich findest! Trägst die aufreizendsten Klamotten, machst mich ständig an, holst mir einen runter. Sagst mir Sachen wie *Komm schon, du willst es doch!* Kannst du mir erklären, wie man wissen soll, woran man bei dir ist? Ich würde es wirklich gerne wissen! Die ganze Zeit kommst du mir mit deiner Scheiß-Moral! Sprichst davon, was für eine große Verantwortung und was für eine ehrenvolle Aufgabe wir alle als Menschen hätten. Entschuldigung, dass ich nicht in Afrika war, dass ich mich nicht um verhungern Kinder gekümmert habe, dass ich nicht zu Pfadfindertreffen gehe und sage *Ich will alle Lebewesen und die Natur achten*, sondern mich stattdessen hinsetze und schreibe. Aber natürlich nicht über hochgeistige und brisante Themen, NEIN, nichts Philosophisches, nichts über die Lage in Israel, nichts über die Tragik des Jungseins, sondern natürlich ausgerechnet auch noch über die Manifestierung des Widerlichen schreibe ich, übers Ficken! Und überhaupt: Dafür, dass du so verdammt moralisch bist, hast du wenig Probleme damit zu lügen! *Ich habe meine Periode!* Der billigste Witz des Jahrhunderts! Und ich bin auch noch drauf reingefallen! Liegst neben mir im Bett und sagst ganz scheinheilig, ganz nebenbei: *Ach, ich habe heute diesen anderen .Schriftsteller kennen gelernt. Diesen Greveiller! Also wirklich, ein komischer Vogel!* Und gerade eben: *Keine Ahnung, wem diese Spieluhr gehört! Was ist los, Tim? Hier will jemand in den Schlaf gekurbelt werden!* Und wenn ich dann frage, was ihr gemacht habt, dann antwortest du wie selbstverständlich:

Was sollen wir schon gemacht haben? Wir haben am Fenster gestanden! Haben geredet! Und dabei ist es dir sicherlich gar nicht aufgefallen, dass du dich, rein zufällig, ruck, zuck komplett verwandelt hast. Dass du aussiehst wie seine Hure! Wie diese Christel! Du redest jetzt auf einmal sogar wie sie! Hast denselben eitlen Gesichtsausdruck! Hast sogar dieselben Sachen an! Und das alles nach nur einem Tag! Ein wahrhaft hübsches Neglige! Aus Seide nehme ich an!«

Ich zog an einem der Träger, ließ ihn auf die Haut zurücksausen.

»Fass mich nicht an!«, zischte sie. »Ich warne dich! Fass mich nicht an!« Nach einem nicht enden wollenden Moment des Schweigens sagte sie mit völlig ruhiger Stimme: »Soll ich dir erklären, warum du keine Ahnung von mir hast? Weil du dich keinen Deut für mich interessierst! Weil dir das, was mit mir passiert, im Grunde genommen scheißegal ist. Ich bin keine Person für dich! Ich bin ein saftiges Stück Fleisch mit einem Arsch und zwei Titten! Und wenn ich mich zerstückle, wenn ich mir die halbe Brust wegschneide, wie du sagst, dann ist dein erster Gedanke: *Schade um das leckere Fleisch!* Wenn du wissen willst, wer ich bin, dann würde ich dir raten, einfach die Augen aufzumachen!! Das ist für Schriftsteller generell eine relativ wichtige Sache, habe ich gehört.« Sie machte eine Pause. »Aber na gut«, meinte sie dann. »Du willst wissen, was passiert ist? Ich werd 's dir erzählen. Ich hoffe inständig, es hilft dabei, dass du dir ein besseres Bild von mir machen kannst: Er war hier. Sie war auch hier. Wir haben gevögelt. Es war himmlisch. Weißt du, wie aus dem Nichts sind die beiden aufgetaucht! Sie waren wie Tiere, die ein verwundetes Exemplar ihrer Gattung lieblosen. Sie haben mich mit Rosenbalsam eingerieben. Haben mir meine Wunden geleckt. Und dieses Mädchen, diese Hure, wie du sie nennst, war in der Lage, mit ihrer Zunge Dinge zu tun, die ihr kein irdisches Wesen beigebracht haben kann. Reicht das schon? Oder darf ich dir noch eine andere Sache anvertrauen? Eigentlich wollte ich dir das ja schon früher sagen: Tja, es war wohl nie der rechte Zeitpunkt dafür. Umso besser, dass er jetzt gekommen ist.«
Wie ausdruckslos, wie monoton ihre Stimme klang!

»Du erinnerst dich ja an den Nachmittag, an dem du dich mit Carstenson getroffen hast. Als ich an diesem Nachmittag im *Backpackers* war, um nach meinen E-Mails zu sehen, da habe ich drei junge Engländer kennen gelernt. So um die zwanzig. Stattliche Kerle. Na ja, ein bisschen rustikal. Fußballfans. Einer davon war sogar äußerst hübsch. Die anderen hatten ziemlich kahl rasierte Köpfe. Die drei übernachteten in diesem *Backpackers*. Und ich bin mit ihnen nach oben gegangen, auf ihr Zimmer, und habe es im Badezimmer mit ihnen getrieben. Mit allen dreien! Es war wie in einem Pornofilm! Einer hat mich von hinten genommen, und den anderen beiden habe ich währenddessen einen geblasen. Bis ich genug hatte und dem einen, dem Hübschen übrigens, meine Zähne in seine Scheiß-Eier gehauen habe und dem anderen so fest ich nur konnte oben in seinen Schwanz. Ich brauche mich nur daran zu erinnern, und schon habe ich wieder ihre Schreie in meinen Ohren. Ich bin abgehauen. Ich war beinahe nackt. Sie haben mich nicht erwischt. Beim Rennen, da musste ich würgen und habe lauter kleine knorpelige Stückchen auf den Boden gespuckt.« Sie blickte mich an, und ein Licht flammte in ihren Augen auf. »Weißt du jetzt besser über mich Bescheid?«

Kapitel 47, S. 261-266

Das Haus, in dem Tanja mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater lebte, war bis oben hin voll gestopft mit teuren Sachen. Allerdings teure Sachen von der schrecklichsten Sorte: goldene Spiegel, blank geputzte, wuchtige Möbel, hässliche Teppiche, hässliche Lampen, Familienportraits in Goldrahmen, kitschige Figuren, bombastische Blumenvasen, glotzende Puppen und Teddybärchen. Tanja hatte mir erzählt, dass bei ihr zu Hause alles beengend sei. Die Wirklichkeit übertraf jedoch meine Vorstellungen von dieser Enge. Es war erstickend. Sie bat mich an einem langen Tisch aus Teakholz im Wohnzimmer Platz zu nehmen, in dem sich auch ein weißer Flügel befand. An der Wand hing ein gerahmtes, großes Foto, das Mutter Birk zeigte, wie sie neben dem Präsidenten der Vereinigten Staaten stand. Ein süßlicher Geruch hing in der Luft, so als hätte eine Dame, die für Liebliches, Blumiges schwärmt, viel zu viel Parfüm aufgetragen.

Frau Birk holte ihren Mann, und ich konnte spüren, dass sie sich überaus darüber freute, einen Grund zu haben, zu ihm ins Arbeitszimmer zu gehen. Natürlich tat sie so, als sei das etwas vollkommen Selbstverständliches, als würde sie ganz häufig sein Arbeitszimmer betreten, aber die Wahrheit war, dass sie nie zu ihm hineinging, es überhaupt nicht wagte, und dass die beiden ausschließlich in Gegenwart eines Dritten zusammenkamen. Er trug wirklich, genau wie Tanja es erzählt hatte, einen schwarzen Anzug aus Seide, eine orangefarbene Krawatte und

schwarze Lederschuhe. In der Seitentasche seines Jacketts hatte er sogar ein weißes Tuch stecken. Und auf der anderen Brust prangte eine kleine goldene Nadel.

»Das ist Tim Gräter«, rief sie begeistert, als sie mit ihrem Gatten zurück ins Wohnzimmer kam, »der berühmte Autor. Mit dem Tanja gerade verweist ist und über den wir schon so viele tolle Sachen gehört haben.«

»Soso«, sagte er und schüttelte mir die Hand. Seine Hand war ganz feucht.

Sein Gesicht sah wahnsinnig alt aus. Er wirkte wie ein Mann, der sein ganzes Leben lang Wert auf seinen Namen gelegt hatte und dessen größter Ehrgeiz es immer gewesen war; Würde zu bewahren. Und der daran schließlich schlicht und ergreifend zugrunde gegangen war. Natürlich war er ausgesprochen höflich. Aber er machte auf mich den Eindruck eines gebrochenen, eines vollkommen desillusionierten, erschöpften Mannes, der zu keiner Person mehr eine Verbindung aufbauen kann und das auch gar nicht mehr möchte. Der sich in die wenig Kraft raubende stille Höflichkeit hüllt, soso sagt und nickt. Viel mehr tat er an diesem Tisch nicht. Und auf seiner Stirn glänzte Schweiß.

Mutter Birk war dafür umso leidenschaftlicher. Sie zeigte auf die *FAZ*, die auf dem Tisch lag und auf der Titelseite eine große Schlagzeile und ein halbseitiges Bild des gestrigen Terroranschlags brachte.

»Ist das nicht furchtbar? Das beweist wieder einmal, dass wir alle Schläfer sind. Bewusst oder unbewusst. Wir warten auf den Moment, in dem wir explodieren können. Meinst du nicht auch, Paul?«

Nach langem Zögern sagte er: »Ich glaube nicht, dass wir alle darauf warten zu explodieren. Du vielleicht.«

Sie lachte gekünstelt und fügte so scherzhaft wie nur irgend möglich hinzu: »Ja, ja, da könntest du Recht haben.« Schließlich wandte sie sich wieder mir zu:

»Tim, dürfte ich Sie mal etwas fragen. Sie haben früher doch auch Artikel für die *Süddeutsche* geschrieben, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ist Ihnen der Name Martin Henning ein Begriff?«

»Henning?«, wiederholte ich. Ich überlegte. »Jetzt gerade sagt er mir nichts. Warum?«

»Ach, ich habe ihm eine Idee angeboten für eine neue Rubrik. Und sie hat ihm auch gefallen. Und ich sollte sie ausarbeiten und ihm schicken. Das habe ich getan. Aber er hat sich seitdem nicht mehr bei mir gemeldet. Und jetzt würde ich gern wissen, ob das bei diesem Henning so üblich ist.«

»Nein«, seufzte ich, »leider keine Ahnung.«

»Sie haben demnach nur gute Erfahrungen mit der *Süddeutschen* gemacht?«

Ein *Ja* presste ich hervor. Ich merkte, dass ich nervöser und nervöser wurde. Wie lange saß ich jetzt schon an diesem Tisch? Wie lange musste ich schon ihr Geschwätz und seinen verschleierten Blick ertragen? Ich lehnte mich zurück.

»Frau Birk, Herr Birk, um zur Sache zu kommen ...« Meine Stimme zitterte. Ich holte einmal tief Luft. »Ihre Tochter braucht Hilfe. Sie ist krank. Ich meine nicht körperlich. Körperlich geht es ihr zwar auch alles andere als gut. Sie hat hohes Fieber. Aber worüber ich mir mehr Sorgen machen würde, das ist ihre Seele.«

Ein kurzes Schweigen, das von Mutter Birks Stimme durchbrochen wurde. Auf einmal schien sie gereizt zu sein. »Ihre Seele«, sagte sie. »Ihre Seele also. Und was soll damit sein?«

»Genau kann ich es nicht sagen«, entgegnete ich und bemühte mich, weder sie noch ihn ansehen. Ich hatte das dringende Bedürfnis, die Augen ganz zu schließen. »Auf jeden Fall braucht sie Hilfe. Sie weiß nicht, dass ich sie hierher gefahren habe.«

»Ich bitte Sie«, sagte Frau Birk. »Ich kenne sie doch zu gut. Sie ist manchmal ein bisschen traurig, vielleicht depressiv, okay. Aber das ist nichts, worüber man sich ernsthaft Gedanken zu machen bräuchte. Wissen Sie, mir ging es damals genauso. Dass um den seelischen Zustand und vor allem um die Selbstfindung der jungen Leute heutzutage so ein Tamtam gemacht wird, verstehe ich überhaupt nicht. Uns ging es damals, wie gesagt, keinen Deut besser. Eher schlechter. Der Unterschied ist nur, dass wir einfach darüber hinweggesehen und weitergemacht haben! Wir wollten uns was aufbauen, was erreichen! Und uns nicht bis fünfzig damit auseinander setzen, wer wir eigentlich sind!«

»Jetzt ist eine eben andere Zeit«, sagte ich in einem Tonfall, der eine Diskussion ausschloss.

»Nun gut«, meinte sie und spielte mit den Fingern der rechten Hand an einem Eck der Zeitung herum, »wie auch immer. Es ist nett von Ihnen, dass Sie uns gegenüber Ihre Besorgnis

geäußert haben, aber ich verspreche Ihnen, egal, welche Erfahrungen Sie mit meiner Tochter gemacht haben, das wird sich alles sehr bald wieder einrenken.«

»Ich finde, Tanja sollte in eine psychosomatische Klinik gehen«, sagte ich. » Vielleicht kann ihr da geholfen werden. Von diesen Kliniken gibt es viele in Deutschland. Es gibt bestimmt auch eine in Bremen.«

»Natürlich gibt es eine in Bremen«, sagte sie. »Aber meine Tochter wird in keine Klinik gehen.« In ihren Augen sah ich absolute Entschlossenheit. » Wissen Sie«, sagte sie und machte eine wegwerfende Geste, »diese ganze Psychogeschichte, das haben wir alles schon hinter uns.«

»Es ist *Ihre* Sache«, sagte ich und stand auf. »Ich wollte Ihnen das alles nur sagen.« Ich kramte meine Taschenuhr hervor und blickte aufs Ziffernblatt, ohne wirklich die Zeit abzulesen. »Ich muss mich jetzt leider langsam auf den Weg machen«, sagte ich schließlich und steckte die Uhr wieder ein. » Vielleicht kommen Sie noch mit nach draußen, um Tanja aufzuwecken.«

» Wollen Sie denn wirklich schon fahren? Sie können gerne bei uns übernachten, das wissen Sie doch. Es wäre uns eine große Freude.«

»Nein, das geht leider nicht.«

Ich lief voraus in den Gang.

Dort sagte Herr Birk: » Ich verabschiede mich von Ihnen. Es war nett, Sie kennen zu lernen.« Er drückte mir die Hand und verschwand durch eine Tür.

Es hatte leicht zu regnen begonnen. Blätter raschelten. Während ich hinter Frau Birk den schmalen Weg entlanglief, der zum Gittertor führte, warf ich einen Blick zu dem runden Tisch und den Stühlen, die im Wind klapperten. Die Krähe war fort.

Ich öffnete den Wagen.

»Tanja, Liebes«, sagte die Mutter. » Wach auf!«

Sie half ihr beim Aussteigen. Tanja hatte ganz wirres Haar und Druckstellen im Gesicht. Sie sah mich an. Sie sah mich völlig verwundert an, mit verschleierte Augen.

Frau Birk sagte: »Machen Sie's gut, Herr Gräter!« und schüttelte mir die Hand. Und in diesem Moment überkam mich das Gefühl, Tanja verraten zu haben, ausgeliefert zu haben. Aber es gab nichts, was ich für sie hätte tun können. Nichts, was ich für sie hätte tun wollen.

Weg hier!, dachte ich.

»Komm mit rein, Tanja!«, hörte ich die Mutter. »Na, komm schon!«

»Mhm«, machte Tanja leise. Und mit einem friedlichen Gesichtsausdruck und einem ganz zarten Lächeln ging sie mit ihrer Mutter mit.

Das Rascheln im Blätterwerk wurde lauter und lauter, und die Regentropfen klatschten mir auf die Schultern.

Wenn ich traurig bin, versuche ich an die Fotoalben zu denken. Wahrscheinlich wird es bald keine Fotoalben mehr geben. Schon jetzt machen die meisten Menschen ihre Fotos mit Digitalkameras oder Handys. Sie laden sie auf ihren Computer und sehen sie sich am Bildschirm an. Bald sind all die gebannten Lebensmomente nur noch winzige Daten in elektrischen Geräten. Aber sie sind noch immer da, oder? Auf Ksjushas Zettel steht geschrieben: *Each instant paints its own picture in the eternity!* Lass uns einfach so weitermachen.

E) Zufällige Schnappschüsse

S. 7-8

Immer wenn ich traurig bin, versuche ich an Fotoalben zu denken. Immer wenn ich daran zweifle, ob es gut ist, dass ich existiere, blättere ich in meinem Geiste all die Fotoalben durch, Fotoalben verschiedenster Menschen aus verschiedensten Ländern, in denen zufällig und ohne dass diese Menschen Notiz davon nehmen würden, ein Foto klebt, auf dem *ich* zu sehen bin.

Fünf japanische Männer vor einem Brunnen in München. Im Hintergrund, am Brunnenrand sitzend: eine dicke, ältere Frau in einer blauen Bluse, die gerade ein Eis schleckt. Zu ihren Füßen, sehnsuchtsvoll zu ihr heraufblickend: ein kleiner Jack-Russell-Terrier. Rechts neben ihr, zwar nicht in ihre Richtung, nicht in Richtung des Eises, doch mindestens genauso sehnsuchtsvoll dreinblickend wie der Hund: ich.

Zwei Schülerinnen an einem winterlichen Tag, an Deck einer Fähre. Um sie herum Leute in dicken Jacken oder Mänteln. Die meisten haben Mützen auf dem Kopf, ihre Hände stecken in Handschuhen. Und alle haben verkniffene Gesichter, weil ihnen der Wind so um die Ohren pfeift. Einer dieser Leute, ein dünner junger Kerl mit blauen Augen und Walkman-Stöpseln im

Ohr: ich.

Ein älteres Ehepaar an einem herrlichen Sommertag an der französischen Atlantikküste. Sie hat einen weißen Strohhut auf dem Kopf, er ein Basecap. Beide tragen Strandkleidung und Sonnenbrillen. Er hat seinen Arm um sie gelegt. Über ihnen azurblauer Himmel, hinter ihnen heran rollende Wellen. Seitlich barfuß ins Bild rennend, mit einem Bodysurfbrett unterm Arm, einem von der Sonne verbrannten Oberkörper und einer engen roten Badehose: ich.

Wenn mich also tiefe Traurigkeit überkommt, denke ich daran, dass natürlich auch ich unzählige Fotos besitze, auf denen Leute zu sehen sind, mit denen ich nicht das Geringste zu tun habe, von denen ich nicht weiß, durch was für ein Leben sie gehen. Ob der eine vorübergehend, weil es gerade nicht anders geht, bei den Eltern seiner Freundin leben muss und jetzt mit ihnen durch die Innenstadt spaziert. Ob eine gerade durch ihr Wirtschaftsexamen gefallen ist und jetzt verzweifelt nach Hause geht. Ob einer, der in seinem Heimatland ein Experte für die Fischart Rotaugen ist, jetzt, gerade mit seinen deutschen Bekannten in einem Cafe sitzt, und sie in die Welt der Rotaugen einweiht. Plötzlich befindet sich diese Person mit ihrem kleinen, um sie kreisenden Universum in unmittelbarer Nähe von mir und *meinem* kleiner um mich kreisenden Universum, just in dem Augenblick, in dem der Auslöser eines Fotoapparats betätigt wird. Sicher sind auch wir fotografiert worden. Zusammen. Irgendwo in einer Schachtel befindet sich ein Foto von Tanja und mir, auf unserer merkwürdigen Reise in den Norden. Ich weiß nicht genau warum, aber ich habe die Vorstellung, dass solche Fotos existieren, immer als sehr tröstlich empfunden. Wo immer man auch ist auf dieser Erde, man kann unmöglich verloren gehen.

S. 265-266

Wenn ich traurig bin, versuche ich an die Fotoalben zu denken. Wahrscheinlich wird es bald keine Fotoalben mehr geben. Schon jetzt machen die meisten Menschen ihre Fotos mit Digitalkameras oder Handys. Sie laden sie auf ihren Computer und sehen sie sich am Bildschirm an. Bald sind all die gebannten Lebensmomente nur noch winzige Daten in elektrischen Geräten. Aber sie sind noch immer da, oder? Auf Ksjushas Zettel steht geschrieben: *Each instant paints its own picture in the eternity!* Lass uns einfach so weitermachen.

Textauszüge mit freundlicher Genehmigung des Autors aus:

Benjamin Lebert

Kannst du : Roman. – 2. Aufl. - Köln, Kiepenheuer & Witsch, 2006. - 265 S., ISBN 978-3-462-03664-0